

Kirche angesichts des vom Staat propagierten Leitbildes der *kommunistischen Erziehung*. Er berichtete von einem Gespräch mit Kirchen-Staatssekretär *Klaus Gysi*, bei dem dieser das Nein des Staates zu den vorliegenden Vorschlägen für die Einrichtung eines sozialen Friedensdienstes bekräftigt und erläutert habe; auch die Bitte nach Einsatz der „Bausoldaten“ für soziale Aufgaben habe die Partei abgeschlagen. Dazu verdeutlichte Krusche den kirchlichen Standpunkt: „Diejenigen jungen Christen, die nach reiflicher Prüfung zu der Entscheidung gelangt sind, den Wehrdienst in keiner Form übernehmen zu können, müssen sich der Konsequenzen, die eine solche Entscheidung mit sich bringen kann, bewußt bleiben. Unsere Kirchen haben sich zu ihnen gestellt und sind dafür eingetreten, daß der Staat solche Gewissensentscheidungen trägt und toleriert.“ Zur kommunistischen Erziehung meinte Krusche, in Gesprächen sollte geklärt werden, „auf welche Weise das Erziehungsziel der kommunistischen Erziehung und die zugesicherte Gleichachtung und Gleichberechtigung so miteinander ausbalanciert werden können, daß die Glaubensbindung von Kindern, Jugendlichen und Eltern beachtet und Verhaltensweisen und Entscheidungen, die im christlichen Glauben begründet sind, respektiert werden“.

Im zweiten Teil ihres Berichtes über „Die Stellung der Frau in der Schweiz“ (vgl. HK, Januar 1980, 47) untersucht die Eidgenössische Kommission für Frauenfragen die inneren Bedingungen der gesellschaftlichen Situation der Frau, das Zusammenleben der Frau in der Familie oder in anderen Sozialformen sowie das subjektive Erleben dieser Situation. Anhand der Korrelation „Biographien und Rollennorm“, so die Überschrift der Veröffentlichung, wird weniger Situationen der Frau mit jenen des Mannes verglichen, als vielmehr „die Erwartungen der Frauen und an die Frauen mit der Realität“. In einem ersten Abschnitt („Die Frau in der Familie“) wird die äußere Normalbiographie erhoben (Eheschließung und -auflösung, Familiengröße und der Familie zugemessene Wirklichkeit, innerehelic Rollen- und Arbeitsverteilung) und dabei beschrieben, wie die als normal betrachtete Biographie der Wirklichkeit nicht entspricht. „Weit herum wird offenbar die erwachsene Frau in erster Linie als Ehefrau und Mutter gesehen. Diese Sicht zielt an der Realität vorbei, denn rund 2/5 aller Frauen sind nicht verheiratet und längst nicht alle verheirateten Frauen sind Mütter. Nur gerade 21 Prozent der über 18jährigen Frauen sind verheiratet und haben Kinder im betreuungsbedürftigen Alter.“ In einem zweiten Abschnitt („Unverheiratete Frauen“) wird die Abweichung von der Normalbiographie als die zweite „Normalsituation“ der Frauenbiographie herausgestellt. Unverheiratetsein sei gegenwärtig „eine Lebensform, die heute für Frauen mit ebenso hoher Wahrscheinlichkeit eintritt wie Verheiratetsein“. Daß über die Situation der unverheirateten Frau nur mangelhafte Daten vorliegen, läßt auf ein geringes Interesse an ihr schließen.

Ganz eindeutig aber lasse sich nachweisen, daß „mangelnde soziale Anerkennung und Integration, berufliche und wirtschaftliche Diskrimination, und im Ganzen gesehen eine gesellschaftliche Randstellung“ prägende Momente für die Situation unverheirateter Frauen sind. In einem dritten Abschnitt werden Unterschiede zwischen dem Lebenslauf des Mannes und der Frau im Alter zur Sprache gebracht. Die abschließenden Folgerungen und Empfehlungen gehen davon aus, daß das Modell der heutigen rollenteiligen Kernfamilie die gesellschaftlichen Strukturen, das Arbeitsleben und die Rechtsnormen bestimmen und daß infolgedessen hier anzusetzen ist, wenn Mutter und Vater die Möglichkeit gegeben werden soll, „eine Erwerbstätigkeit zu verbinden mit der Kinderpflege und der Arbeit im Haushalt“. Damit drängten sich auch neue Formen „der Verbindung der Vereinbarkeit von Familie und Berufsleben“ auf, denn die Stellung der Frau könne nicht verbessert werden, „wenn die Stellung des Mannes bleibt wie sie ist“.

Vom 5. bis 10. Januar tagte in Yaounde, Kamerun, ein panafrikanischer Kongreß über das Laienapostolat, organisiert vom Päpstlichen Rat für die Laien. Thema des Kongresses war „Die Berufung der Laien, ihr Einfluß in der Gesellschaft von heute und die geistliche Dimension ihres Engagements“. Im einzelnen befaßte dieser sich mit der Rolle der Familie, mit den Basisgemeinschaften, den verschiedenen Apostolatsbewegungen, den katholischen Schulen und der Katechese, aber auch mit Fragen der Koordinierung des Laienapostolats auf nationaler, regionaler und kontinentaler Ebene. Von vatikanischer Seite nahmen in Yaounde der Präsident des Päpstlichen Rates für die Laien, Kardinal *Opilio Rossi*, der den Vorsitz führte, und dessen Stellvertreter, Bischof *Paul J. Cordes*, sowie der Untersekretär und mehrere weitere Mitglieder des Rates teil. Insgesamt waren an dem Kongreß 21 Bischöfe, 13 Priester und 76 Laien als Vertreter verschiedener Laienbewegungen beteiligt. In einer an die Öffentlichkeit gerichteten Botschaft (Fidesdienst, 23. 1. 82) wurden besonders die Aufgaben der Familie und dabei speziell die Rolle der Frauen im Aufbau neuer gesellschaftlicher und politischer Strukturen, in der Erziehung und auch bei der Eindämmung von Korruption und Kriminalität herausgestellt. Nachdrücklich beklagt wurde die *entwürdigende Lage vieler Arbeiter und Bauern*, in die diese durch Industrialisierung und Verstädterung geraten seien. Der Kongreß erklärte sich mit all jenen Arbeitern solidarisch, die „in einem gerechten Kampf um Verbesserung ihrer Lebensbedingungen stehen und die von der Kirche Unterstützung erwarten“; dazu gehöre auch eine pastorale Betreuung, die sich „für eine volle und ganzheitliche Entwicklung der menschlichen Person“ einsetze. Von der Kirche wurde der Aufbau „geeigneter Strukturen und Organisationen“ gefordert. In allen Pfarreien, Bistümern und auf Landesebene sollten *Laienräte* geschaffen werden.

Bücher

JOZEF TISCHNER, *Ethik der Solidarität*. Prinzipien einer neuen Hoffnung. Verlag Styria, Graz-Wien-Köln 1982. 160 S. 19,80 DM.

Die in diesem Band gesammelten Beiträge sind zum Zeichen und Zeugnis eines Stückes tragischer Gegenwart geworden, noch ehe

deren deutsche Übersetzung erscheinen konnte. Bei ihrer Lektüre erlebt man etwas vom Wesen, von den geistigen Grundzügen von *Solidarność*, der polnischen unabhängigen Gewerkschaftsbewegung, wie sie sich seit den Ereignissen in Danzig im August 1980 bis zur Ausrufung des Kriegszustandes in Polen im Dezember 1981 dem Lande eingepreßt hat. Tischner, Professor für

Ethik, eine markante Gestalt des polnischen Katholizismus, dem gegenwärtigen Papst nicht nur landsmannschaftlich und nach Herkunft, sondern auch nach Studienrichtung, geistigen Interessen und nach Denkungsart eng verbunden, zeitweilig auch als Nachfolger von Kardinal Wyszyński im Gespräch, war Berater und geistlicher Wegbegleiter von Solidarność. Die bei verschiedenen Anlässen vor Solidaritätsmitgliedern und -versammlungen gehaltenen Predigten und Ansprachen – nur bei den letzten drei von denen, die in dem Band abgedruckt sind, davon die beiden Ansprachen jeweils zu Beginn des ersten und zweiten Teils des Gewerkschaftskongresses in Danzig, werden Anlaß und Entstehungsort genannt – sind alles eher als ein gewerkschaftliches oder gar politisches Programm. Aber man erfährt darin viel über die geistigen Antriebskräfte von „Solidarität“, über deren ethischen, nationalen und auch geistlichen Fundus. Die Beiträge leben ganz aus der Kraft einer Hoffnungssprache, die sich zum Bannerträger eines neuen Gemeinschaftsbewußtseins, einer zur Selbständigkeit erwachten, ihr Schicksal selbst in die Hand nehmenden polnischen Arbeiterschaft macht. „Solidarität“, so lautet einer der ständig sich wiederholenden Grund-Sätze, „erweist sich als Gemeinschaft arbeitender Menschen, die gemeinsam danach streben, die menschliche Arbeit von den Lasten und Leiden zu befreien, deren Ursache der Mitmensch ist“ (S. 26). Dieser Satz wird durch verschiedene, auf die politisch-gesellschaftliche Situation polnischer Arbeiter bezogenen Stichworte und deren ethischen Gehalt verständlich gemacht. Gemeinschaft, Arbeit, Ausbeutung, Verrat, Heimat und Vaterland, um nur einige zu nennen, aber auch – „Illusion“. Die Ausführungen dazu liest man nach dem 13. Dezember gewiß noch einmal anders, als sie Tischner geschrieben hat, aber deswegen sicher mit nicht weniger Sympathie für die Sache. Ein Detail noch, das über Polen hinaus Bedeutung hat: in den Reden Tischners findet man denselben Grundzug einer Anthropologisierung der Arbeit, wie sie für die Enzyklika „Laborem exercens“ bezeichnend ist. Arbeit ist für Tischner geschichtlich-anthropologisch „Dialog“, das, was Solidarität innerlich zusammenschweißt, ist „Gespräch im Dienste des Lebens“ (S. 27). D. S.

ELISABETH BADINTER, *Die Mutterliebe*. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. Piper Verlag, München 1981. 328 S. 34,- DM.

Ist die Mutterliebe ein Instinkt der „weiblichen Natur“ oder ein Sozialverhalten, das sich mit der Zeit und den gesellschaftlichen Verhältnissen wandelt? Mutterliebe galt bislang im allgemeinen Verständnis als essentielle menschliche Beziehung: naturwüchsig, angeboren, instinkthaft. Dieser Meinung tritt Elisabeth Badinter, Professorin für Philosophie an der École Polytechnique in Paris, verheiratet mit dem derzeitigen französischen Justizminister und Mutter von drei Kindern entgegen. Unter Heranziehung zahlreicher literarischer und historischer Quellen beschreibt sie zunächst die Einstellung der – französischen – Frauen des Bürgertums und Adels zum Kind im 18. Jahrhundert: Der Säugling wurde meist unmittelbar nach der Geburt zu einer Amme auf das Land gegeben, wo er unter nach heutigen Gesichtspunkten haarsträubenden hygienischen Verhältnissen bis zum Schulalter aufwuchs und in dieser Zeit in der Regel seine Eltern nicht kennenlernte. Die Mutter von Talleyrand z. B. erfuhr von einer unfallbedingten Behinderung ihres Sohnes erst, als dieser fünf Jahre alt war. Starb eines der Kinder, so war die Anwesenheit der Eltern bei der Beerdigung von Kindern unter fünf Jahren völlig unüblich, selbst Trauer um das Verstorbene wird in Briefen und biographischen Zeugnissen als ungewöhnlich her-

vorgehoben. Verpönt war unter den Frauen von Stand und selbst noch in mittleren Handwerkerfamilien der Vorgang des Stillens. In den Städten, so schätzt Badinter, hätten sich über 50 Prozent der Bevölkerung nach solchen Mustern verhalten. Hoch war denn auch die Kindersterblichkeit, besonders unter den Säuglingen, von denen mehr als 25% das erste Lebensjahr nicht überstanden. Um so mehr erstaunt es heute, daß aus diesen Kindern, welche die prägenden Jahre ihres Lebens ohne Mutterliebe und Nestwärme erfuhren, lebensstüchtige Zeitgenossen werden konnten. Für die Zeit um 1760 wird ein Umschwung konstatiert, der seine stärksten Impulse von den Denkern der Aufklärung, insbesondere von den Schriften Rousseaus bezog und den Müttern die Sorge um die Kinder verstärkt ans Herz legte. Frau Badinter interpretiert dies als Forderung einer im Gefolge des Merkantilismus erstmals systematisch betriebenen Bevölkerungspolitik, wonach der Bedarf an Menschen aus fiskalischen, militärischen und wirtschaftlichen Gründen wuchs. Am schärfsten habe 150 Jahre nach Rousseau Freuds Prägung der Frau diese auf die Mutterrolle festgeschrieben; eine Frau, die nicht gute Mutter sein könne, werde als „böse und krank“ eingestuft und neun von zehn Neurosen und Verhaltensstörungen erwachsener Menschen würden deren Verhältnis zur Mutter bzw. umgekehrt zugeschrieben. „Angst und Schuldgefühle der Mütter sind nie so groß gewesen wie in unserem Jahrhundert, das doch ein Jahrhundert der Befreiung sein wollte.“ Leider unterschlägt die Autorin die Entwicklung der Mutter-Kind-Beziehung während der Schwangerschaft, der Geburt und beim Stillen völlig, um den Blick auf ihre These von der sozialen Wandelbarkeit des Gefühls Mutterliebe nicht zu verstellen. Dennoch ist dieses Buch ein kenntnisreicher Beitrag zur gegenwärtigen Diskussion, in der die klassischen Vater- und Mutterrollen auf Grund der Berufstätigkeit der Frau und der zunehmend veränderten Aufgabenteilung zwischen Frau und Mann in Frage gestellt werden und nach neuen Lebensformen gesucht wird. Die unerwartete Folge dieser Entwicklung ist nicht zuletzt eine neue „Vaterliebe“. C. R.

GIORGIO PENZO, F. Gogarten. *Il problema dio tra storicismo ed esistenzialismo*. Città nuova editrice, Roma 1981. 445 S.

Im vorliegenden Band gibt der Autor eine vorzügliche Analyse des Gedankens von Friedrich Gogarten, und er verfolgt diesen Gedanken von seinen Anfängen bis zu seiner Reife. Dabei erscheint dieser Gedanke als Kreuzungspunkt der entscheidenden philosophischen Strömungen aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Es wird gezeigt, daß die Theologie von Gogarten eine Frucht vom Baume des Gedankens Kierkegaards ist und diese in Auseinandersetzung mit der liberalen Theologie einerseits und mit der dialektischen Theologie vom Typ von Karl Barth und dem Entmythologisieren des Theologen Bultmann. In den ersten Teilen wird die Theologie von Gogarten in Auseinandersetzung mit dem existentiellen Personalismus gezeigt, später tritt die Problematik von Autorität, Politik und Theologie stärker in den Vordergrund. Das besonders Interessante an dem Buch scheint zu sein, daß Gogarten auf dem Hintergrund der ihn beeinflussenden wichtigen Philosophen der Zeit erscheint, namentlich in einer Nähe zum Gedanken Heideggers einerseits und in einer Nähe zum Historizismus vom Typus von W. Dilthey und von Troeltsch. In diese Gedanken spielt dann überdies noch der Personalismus theologischer Art von Ebner und Buber hinein. So gibt das Buch einen reichen Einblick in die philosophisch-theologische Landschaft der ersten Hälfte des Jahrhunderts und damit neue Perspektiven für die Probleme der Theologie in der Landschaft des Denkens unserer Zeit. B. W.